

Am Fenster

Elisabeth Tondera

Die Welt wirkt so klein von hier oben, so weit weg, so unwirklich. Kein Wunder, dass Gott sich nicht viel daraus macht, er schaut ja aus einer noch größeren Höhe auf die Erde herab, als sie. Wenn er die Autos sieht, kommen sie ihm vielleicht vor wie dicke, bunte Käfer, die jemand auf einem grauen Band ausgesetzt hat. Jetzt rennen sie in zwei Richtungen, der Grüne überholt den Gelben, ein Blauer kommt ihm entgegen, dann ein Weißer. Ein ganz großer Käfer, weiß- rot gestreift, wird langsamer, bleibt stehen und entleert sich. Für Gott sieht es vielleicht aus, als hätte jemand in einem Ameisenhaufen mit dem Stock herumgestochert, und jetzt rennen die aufgeschreckten Ameisen in alle Richtungen davon.

Die alte Frau kichert leise, etwas Speichel rinnt das zerknitterte Kinn herab und tropft auf das Fensterbrett. Sie beobachtet die Tropfen, die sich beim Aufprall auf die glatte Fläche verformen. Einer hat die Form einer Figur mit ausgebreiteten Armen. Liegt sie auf dem Boden oder fliegt sie? Die alte Frau hebt den Blick, auf dem flachen Dach des gegenüberliegenden Blocks sieht sie einen Mann mit einer Plane in den Händen. Er hüpfte über Verstreubungen, weicht tänzerisch Antennen aus, das Tuch wie ein Segel über dem Kopf. Plötzlich entreißt ihm der Wind die Plane, wirbelt sie herum, lässt sie auf und nieder schweben, neckt den Mann, der zusehen muss, wie der Wind mit seinem Besitz in den Wolken verschwindet.

Was sie hier alles sieht! In ihrem Dorf hätte sie auf den Kirchturm klettern müssen und wäre dem Himmel immer noch nicht so nahe wie hier. Dort war die Welt aber schon vom Dachboden aus größer und weiter, der Blick konnte sie gar nicht umfassen und verlor sich im Horizont. Hier prallt er schon an der Hausmauer auf der anderen Straßenseite ab, in den vielen Fenstern gegenüber spiegelt sich nur das Haus, in dem sie gefangen ist; sie sind wie blinde Spiegel, tot.

In ihrem Dorf waren die Fenster offen, wenn die Sonne schien, sie wusste, wer dahinter wohnte, manchmal schob jemand die Gardine zur Seite und grüßte. Den Gruß verstand sie, auch wenn ihr die Sprache fremd geblieben war. In ihrem Dorf hätte sie nur vor die Haustür treten müssen,

um ein bekanntes Gesicht zu sehen. Dort kannte sie jeden, selbst als die Deutschen zum Schluss alle fort waren, in den Westen, wo es besser sein sollte, leichter zu leben und schöner. Vielleicht stimmt das sogar, sie will nicht darüber urteilen, was die Leute antreibt, Haus und Acker zu verlassen, um sich irgendwo in der Fremde einer ungewissen Zukunft auszuliefern. Sie kann sich kein Urteil erlauben, schließlich hat auch sie die Tür ihres Hauses für immer hinter sich geschlossen. Aber sie hat es nicht aus freien Stücken getan, nein. Sie haben ihr eingeredet, sie könne nicht mehr alleine leben und hier in der Stadt sei es angenehmer, bequemer, der Arzt gleich um die Ecke und die Apotheke.

Die alte Frau steht am Fenster, ihr Kopf wackelt sanft, als wäre er auf einer Spirale befestigt, die bei der leichtesten Berührung zittert. Unten, vor dem Eingang zu einem Laden, stehen zwei Leute, spielzeuggroß, sie kann nicht erkennen, ob es Männer sind oder Frauen. Sie gestikulieren lebhaft, ein Stückchen weiter überquert jemand die Straße, schleppt etwas Schweres, Einkäufe oder einen Koffer? Zu Hause hätte sie gewusst, wer die Menschen sind und was sie tun, sie hätte sich nicht ständig fragen müssen, was das Geschehen dort unten zu bedeuten hat, sie hätte keine Leere gespürt, weil sie dazu gehörte.

Hier verbindet sie mit der Welt draußen nur noch ein Viereck mit den Ausmaßen von 80 x 120 Zentimetern. Ihre Welt ist auf drei Zimmer, Küche, Bad geschrumpft, von der Wohnungstür bewacht, die alles Fremde von ihr fern hält.

„Hier ist jetzt dein Zuhause“, sagten sie, noch ganz außer Atem, weil es nicht leicht gewesen war, die Oma zehn Stockwerke hoch zu tragen. Sie sah sich um und sagte nichts. Ihr Zuhause blieb in dem Dorf, sie hätte es nicht verlassen sollen, nicht, nachdem sie es solange verteidigt hatte, erst gegen die Russen, dann gegen die Polen, zum Schluss gegen die Kinder, die sie schon vor vielen Jahren in die Stadt mitnehmen wollten, damals, als ihr Mann starb.

Mit den Russen fing es an, die mit ihren Gewehren herumfuchtelten und „Schnaps!“ brüllten und „Frau, komm!“ Sie hatte den schon Betrunkenen Schnaps eingeschickt, hatte die Beine breit gemacht und die Zähne

zusammen gebissen, um die Schreie zu unterdrücken, denn schreiende Frauen beruhigten die Russen manchmal mit Gewehrschüssen und manchmal drückten sie ihnen einen stinkenden Lappen tief in den Mund, dass sie daran erstickten. Hatte Gott damals von oben zugeschaut und sich gewundert, was für ein merkwürdiges Spiel sich die Menschen ausgedacht hatten? Oder hatte er gerade in dem Moment weggeschaut, denn hören kann er aus seiner Höhe bestimmt nichts?

Die alte Frau durchmisst die Wohnung mit ängstlichen Schrittschritten, schlurft in die Küche, in der sie sich nicht zurechtfinden kann. Ein Herd mit glatter Oberfläche und Knöpfen, die man drehen muss, damit die Platten heiß werden. Alles solch neumodisches Zeug, so hat Gott sich das nicht vorgestellt, bestimmt nicht. Auch wenn er jetzt auf seiner Wolke sitzt und sich nicht mehr viel um die Welt kümmert, hat er sich doch etwas dabei gedacht, als er das Feuer erschaffen hat, und das muss der Mensch respektieren.

Zu Hause kochte sie nur mit Feuer, bis zum Schluss. Die Kinder wollten ihr den Kohleherd wegnehmen, sie priesen die Elektrizität an, aber sie hielt das Herdfeuer heilig, und es gehorchte ihr. Der Strom ist tückisch, er versteckt sich und tut so, als sei er gar nicht da. Das Feuer ist ehrlich. Jeden Tag trauert die alte Frau um ihren Herd. Eine Milchsuppe würde sie sich jetzt kochen wollen oder einen Kaffee, aber das kann sie nicht und darf sie nicht, nachdem sie ein paar Mal vergessen hat, die Knöpfe zurückzudrehen. Sie haben ihr Kaffee in einer Kanne gelassen, da bleibt er warm, Kekse und Brot sind im Schrank, das muss reichen, bis die Enkelin von der Arbeit kommt und was Warmes kocht.

Den ganzen Tag wartet die alte Frau, bis sie zurückkehren, und die Zeit schleppt sich müde von einer Stunde zur anderen. Was tun die Anderen, während sie am Fenster steht, auf dem Sofa sitzt oder in der Küche eine Tasse Kaffee schlürft und den Keks eintunkt, bis sie ihn zerlutschen kann? Wenn sie es ihr erzählen, wackelt ihr Kopf sanft, und vielleicht denken sie, dass sie nickt, denn sie reden weiter und lachen oder ärgern sich über etwas, das sich da unten abgespielt hat, jenseits des Straßenausschnitts, den sie durch das Fenster sieht. Sie lebt mit den Leuten in dieser

Wohnung, mit der Enkelin, ihrem Mann und deren Tochter, es sind gute Leute, aber sie sind ihr fremd, weil sie nicht versteht, wie sie leben.

Hier ist sogar der Himmel fremd, auch er ist eingezwängt zwischen den Hausmauern, die der Sonne und den Wolken im Weg stehen. Schon so mancher Sonnenstrahl ist an den dunklen Mauern abgeknickt und so manche Wolke hat sich an den Antennenmasten ein Loch in ihr Kleid gerissen.

Sie hätte im Dorf bleiben sollen, denn dort zogen die Wolken ruhig über den Himmel und blieben heil, und die Sonne blickte morgens in das Fenster ihrer Schlafstube und verabschiedete sich am Abend in der Küche. Wenn sie vor die Tür ging, sah sie vertraute Gesichter. Es waren andere, als früher, sie sprachen eine Sprache, die ihr bis heute fremd geblieben ist, aber sie wusste, wer sie sind und was sie tun. Nach den Russen waren die Polen gekommen und hatten die verlassenen Häuser der Nachbarn besetzt, die in die Fremde gezogen waren. Sie war geblieben, und es war gut, denn sie war zu Hause, und die Polen gehörten nun auch dazu.

Jetzt ist aber nichts mehr vertraut, gar nichts. Die alte Frau schaut aus dem Fenster, das Leben draußen ist ihr fremd, hier drinnen aber auch, und sie ist zu müde, um es sich noch einmal vertraut zu machen. So hoch oben ist sie Gott viel näher, als im Dorf, vielleicht wartet er schon auf sie? Sie muss nur das Fenster öffnen und ihm die Hand reichen. Der Wind wird sie bestimmt zu ihm bringen, so wie er es vorhin mit der Plane getan hat. Er sollte sie nur nicht so herumwirbeln, denn davon wird ihr schwindelig.

Die alte Frau greift nach dem Fenstergriff, doch ihre Hände, die früher die dicksten Rüben dem Acker entrissen und denen selbst der Bulle gehorchte, wenn sie am Strick zog, schaffen es nicht, das schmale Metallstück zu drehen. Sie zerrt daran, keucht, der Speichel rinnt in einem dünnen Strom die tiefen Furchen im Kinn herab und fließt auf das Fensterbrett. Erst als sie den Schmerz spürt, gibt sie auf, stützt sich mit den Armen ab und starrt durch die Scheibe die blinden Fenster des Hauses gegenüber an. Sie ahnt, dass sie in dieser fremden Wohnung ausharren muss, bis Gott sie bemerkt und das Fenster für sie öffnet.